

Hermann Hesse

Hermann Hesse
Sämtliche Werke
14

*Betrachtungen
und Berichte
1927-1961*

Suhrkamp

SV

Hermann Hesse

Sämtliche Werke

Herausgegeben
von Volker Michels

Band 14
Betrachtungen
und Berichte II

Hermann Hesse
Betrachtungen
und Berichte II
1927-1961

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2003

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Copyrightangaben zu den einzelnen
Texten am Schluß des Bandes.

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany

ISBN 3-518-41114-4

Betrachtungen
und Berichte II
1927-1961

März in der Stadt

Eine Woche lang war Eis auf dem Kanal vor meinem Fenster, feuchtes graues Eis, das voll von kleinen und großen Steinen stak, welche die Schulbuben darein geworfen hatten. Jetzt schmilzt es weg, und in ovalen grünen Inseln blickt wieder das lebendige Wasser hervor. Die Reihe von Akazien zwischen Straße und Kanal ist frisch beschnitten worden, grotesk und hart strecken die alten gestutzten Bäume ihre gewundenen, starr gestreckten Arme von sich. Am Himmel kann man zu manchen Stunden geschrieben lesen, daß bald der Frühling kommt, es schwimmt dann dort oben zwischen dem formlosen Graugewölck ein schüchternes unirdisches Blau, ein gefährlicher und wunderbarer Anblick, der den jungen Menschen das Herz in der Brust umdreht und uns Alten bitter bange macht. Man liebt den Frühling nicht, wenn man alt wird. Man spürt mit jedem Jahre deutlicher, warum diese heimtückische Jahreszeit den alten Leuten so schlecht bekommt und warum der Frühling für alte Leute eine so beliebte Sterbezeit ist.

Eben darum verbringe ich seit einigen Jahren den Frühlingsbeginn nicht mehr zu Hause auf dem Lande, wo es so betäubend und unerträglich nach Erde und nach Heckenknospen riecht und wo einem auf Schritt und Tritt gar so deutlich, gar so grob entgegengerufen wird, daß jetzt die Zeit ist, wo das Junge und Starke sich rühren, das Alte und Kranke aber sterben und vermodern muß. In der Stadt spürt man das nicht so heftig. Die paar grünen Wasseraugen im grauen Eis, die paar Amseln in den öffentlichen Gärten, die paar Flecken von jugendlichem Blau im windigen Himmel, das ist alles.

Ich liege im Bett, ohne doch krank zu sein. Ich habe die Grippe hinter mir, und seither spüre ich das Herz ein wenig, und die Jahreszeit bringt es mit sich, daß da und dort in den Gliedern sich Beschwerden und Schmerzen melden. Da bleibt man zuweilen einen halben Tag liegen. Außerdem muß ich mich heute schonen, denn morgen ist Maskenball, da werde ich eine ganze Nacht nicht ins Bett kommen.

Bücher liegen auf meinem Nachttisch, ein paar gute neue Bücher, in denen lese ich hie und da ein wenig. Ich lese mit Vergnügen in Marcel Schwobs »Gabe an die Unterwelt« (bei J. Hegner, Hellerau). Ich lese mit Liebe, wenn auch nicht ohne Widerspruch in Emmy Hennings' »Gang zur Liebe« (bei Kösel und Pustet, München), lese mit Bewunderung, Trauer und tiefem Mitschwingen in Hugo Balls »Flucht aus der Zeit« (bei Duncker und Humblot, München), lese mit Bewegung in Hamsuns Gedichten »Das ewige Brausen«, in der schönen Übersetzung von Hiltbrunner (bei Langen, München). Am liebsten aber lese ich im neuen Chinesenkalender, im »Chinesisch-Deutschen Almanach für das Jahr Ting Mao« vom Frankfurter China-Institut, aus dem ich unter vielem anderem entnehme, daß der heutige Tag günstig ist für Baden, für den Arzt, nicht aber für Reise, Ausgang, Unternehmungen, so daß ich also klug daran tue, heute möglichst den ganzen Tag zu Hause zu bleiben und mich im Müßiggang zu üben. Morgen ist ein günstiger Tag zweiter Ordnung – möge das dem Maskenball wohl bekommen! Mit Schickeles »Maria Capponi« bin ich leider schon fertig, es war eine wohltuende Lektüre, seit dem »Benkal« Schickeles lebendigstes Buch.

Ich habe nun die Wahl, ob ich aufstehen will oder nicht, es wäre Zeit zum Mittagessen. Stehe ich auf, so kann ich ausgehen und irgendwo essen. Bleibe ich liegen, so erspare ich mir die Mühe, muß aber dafür fasten. Törichter Philister, der du dieses nach Tische liesest, du hältst mich für einen Arbeitsscheuen und Faulpelz ersten Ranges, aber du irrst. Ich liege seit dreizehn Stunden im Bett, das ist richtig, aber ich habe in dieser Zeit zwei Gedichte und drei Briefe geschrieben und außerdem den Schickele zu Ende gelesen.

Ich stehe auf, durchs Fenster sehe ich das fatale holde Blau in den Spalten des Himmels und wende die Augen ab vor dem Frühling. Unerbittlich blickt aus seinen blauen Himmelsaugen uns die Mahnung der Vergänglichkeit an, die Mahnung des Sterbemüssens. Und – es ist merkwürdig und ist eine Schande, aber es ist wahr – je älter man wird und je weniger Grund man eigentlich hätte, noch am Leben zu hängen, desto dümmer und ängstlicher fürchtet man sich vor dem Tod. Und desto gieriger und kindischer stürzt man sich auf die letzten Brocken des Mahles, auf die

letzten paar Freuden. Und immer hofft man wieder, immer findet man Gründe zum Hoffen. Heute, während der fatale Lebenshunger des Fünfzigjährigen mir zu schaffen macht, hoffe ich auf die Zeit nachher, auf die Stille und Abgeklärtheit jenes Alters, das jenseits der kritischen Jahre liegt. Ich weiß genau, daß es nichts damit ist, daß jede ähnliche Hoffnung sich bisher als Täuschung erwiesen hat, daß das Leben für unsereinen eine tragische Angelegenheit ist und nie zu einer harmlosen werden wird – aber ich hoffe dennoch. Lassen wir diese Welle branden, lassen wir diese angeblich letzte Wallung des Lebensdranges sich austoben! Nachher wird die Ruhe kommen, das heitere Zurückblicken, das Genughaben, die angenehme Müdigkeit.

Ich lasse die Welle branden. Ich gehe essen, trinke ein kleines Glas Rotwein dazu, einen Kaffee hinterher, dann gehe ich in ein Warenhaus und kaufe sonderbare Sachen, unnütze und lächerliche Sachen, die ich fünfzig Jahre lang nie gekauft und gebraucht habe und die mir jetzt auf einmal notwendig scheinen oder doch Spaß machen. Ich kaufe eine Nase mit Bart aus bemalter Gaze, ich kaufe einen scherzhaften kleinen Hut aus Pappe, und dies und jenes, und bereite mich darauf vor, morgen einen Maskenball zu bestehen. Es wird Mühe machen, gewiß, und als Tänzer werde ich nicht glänzen, niemand wird mich den Charleston tanzen sehen, und die Musik mag spielen, was sie will, ich werde dazu ungefähr dasselbe tanzen, was ich immer tanze, und was man vor einigen Jahren Onestep nannte. Ich habe keinen Ehrgeiz mehr. Mein einziger Ehrgeiz ist, mir selbst zu beweisen, daß ich trotz allem noch eine Nacht aufbleiben und tanzen und Wein trinken und den Frauen hübsche Dinge sagen kann, und wenn ich nachher auch zwei Tage krank sein werde, bin ich gerne bereit, soviel für den Scherz zu zahlen. Ich vergeude ja keine richtigen Tage, nicht volle, straffe, grüne Tage eines jungen Menschen, Tage voller Lust, Tage voll Arbeit, Tage voll brennenden Leides, sondern nur eben solche Tage eines älteren Herrn, Tage, um die es nicht schade ist.

Ich werde morgen tanzen und werde ein paar Stunden lang mit schwimmen und mich vergessen, ich freue mich darauf. Die jungen Mädchen werden sich nichts aus mir machen und werden von mir unbelästigt bleiben, und ebenso jene glühenden und durstigen Frauen der Reifezeit, welche sich sonst gern an Män-

ner meines Alters halten. Ich werde mit jenen Frauen tanzen, die auf mich warten und mich dennoch ein wenig fürchten, weil sie fühlen, daß ihre Schmerzen, ihre Enttäuschungen, ihre Ängste, ihre Ahnungen von der Trauer und Fragwürdigkeit des Lebens von mir genau gekannt und gewußt werden, ohne daß ich doch davon spreche. Es sind nicht Frauen eines bestimmten Alters, die ich meine, sondern Frauen eines bestimmten Charakters und Schicksals. Sie kommen zu mir, sie lieben mich, auch ohne daß ich um sie werbe. Ich bin ihr Freund, ihr Vertrauter, ihr Kamerad, sie wissen alle ihre Geheimnisse, ihre Leiden, ihre Ängste bei mir wohl verwahrt, wohl verstanden.

Mit diesen Frauen werde ich tanzen. Und werde dabei hinüberblicken zu den andern, den unbeschwerten, strahlenden, die ich einst so sehr geliebt und begehrt habe. Ihnen zuschauen zu können, an ihnen Freude haben zu können, ohne sie zu begehren, das gehört zu den wenigen Dingen, die das Altwerden mich gelehrt hat. Ihnen werde ich mit erfreuten, mit liebenden und doch nicht begehrenden, mit neidlosen Blicken folgen.

Mit meinen kleinen Einkäufen heimfahrend, blicke ich über das eiserne Brückengeländer in den Kanal hinunter, in die grünen Wasserinseln, auf die mürben grauen Eisränder, auf die starren Spiegelbilder der kahlen, frisch beschnittenen Akazien. Eine Amsel ruft weither aus einem unsichtbaren Garten. Unentrinnbar kommt der Frühling. Ich steige die Treppe hinan zu meinem einsamen Zimmer, zur Lampe, zu den Büchern, zum kleinen Nachttisch, auf dem der Bleistift und die halb beschriebenen Papiere liegen. Treiben wir das Spiel noch eine Weile! Lassen wir die Welle ausfluten!

(1927)

Die Schreibmaschine

Es war gerade an jenem Morgen, an dem ich durch den Polizeibeamten aus dem Schlaf geweckt worden war. Aufs äußerste geschwächt durch den Kater nach einer ungewöhnlich heftigen und langdauernden Tanzerei mit großem Trinkgelage, außerdem gereizt, gequält und zur Verzweiflung gebracht durch einen besonders wüsten Gichtanfall in beiden Händen (so daß ich den Kognak aus der Flasche hatte saugen müssen, weil das Ein-

schenken eines Glases mir zu schwierig war), hatte ich am Abend zuvor ein Veronal genommen und lag am Morgen, zu einer Zeit, wo andere Menschen schon längst wieder am Geldverdienen sind, noch schlafend in meinem Bett, die Ohren sorgfältig mit Wachs verstopft, das Gehirn angenehm betäubt teils vom Veronal, teils noch von jener Ballnacht her. Ohne Zweifel träumte ich etwas Hübsches, denn das Gewecktwerden war mir außerordentlich zuwider. Allerdings ist das Gewecktwerden eine Prozedur, an welche ich keineswegs gewöhnt bin. Ich bin seit vielen Jahren daran gewöhnt, genau so lange liegen zu bleiben, wie es mir gerade paßt, d. h. daß die mich jeweils betreuende Dienstmagd auf meinen Morgenschlaf die denkbar peinlichste Rücksicht nimmt und sich niemals getrauen würde, mich am Morgen zu wecken, geschehe was da wolle. Diesmal aber, ausgerechnet an diesem wohl eingefädelten, sorgfältig vorbereiteten Schlaf- und Erholungsmorgen, wurde ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen und Entsetzen roh und gewaltsam geweckt, durch heftiges Klopfen an die Schlafzimmertür und durch das Eintreten eines Mannes, welcher nach siegreichem Kampf mit der mich treu bewachenden Magd sich der Türklinke bemächtigt und mein Zimmer erstürmt hatte. Er war in Zivil, aber Gott soll mich strafen, wenn ich ihm nicht sofort den Polizisten ansah. Das Zivil nötigte ihn zu gesellschaftlichen Formen, die im Verhältnis zur Gewalttätigkeit seines Eindringens beinahe bestrickend wirkten. Er stellte sich vor, er hatte einen richtigen bürgerlichen Namen, wie ihn Polizisten sonst niemals haben, aber ein Polizist war er doch, und er brachte mir einen Zettel, dessen Empfang ich bescheinigen mußte. Ich tat es mit dem mir dargereichten Tintenstift, sah den Herrn sich wieder zurückziehen, schlief sofort wieder ein, erwachte aber schon nach zehn Minuten wieder und sah, daß es nun mit dem Schlaf vorüber sei. Nun las ich den Zettel und erfuhr, daß das Zivilgericht mich zur Verhandlung in der von meiner Frau eingereichten Ehescheidungsklage, am so und so vielten, vormittags zehn Uhr, vorlade. Also in Bälde würde ich schon wieder früh aufstehen und morgens zu einer unmenschlichen Stunde an einen unsympathischen Ort zu vermutlich unsympathischen Menschen gehen müssen, um dort ausgefragt, begutachtet und vermutlich zu irgend etwas verurteilt zu werden! Ach, es war keine Freude, auf dieser Welt

zu leben! Nun ja. Vorgestern abend hatte ich zwar mehrere Stunden lang anders gedacht, wie denn überhaupt ein konsequentes, charaktervolles Denken und ein edles Beharren bei einmal als richtig erkannten Gesinnungen mir leider nicht gegeben ist. Also vorgestern nacht, in den Stunden, die ich mit Lolo tanzte, hatte ich allerdings zu erkennen geglaubt, daß das Leben auf dieser Erde trotz allem sehr hübsch und freudig sein könne, und Lolo hatte mir durchaus beigestimmt. Daß sie dann etwas später mit dem Mann, dem der große Fiatwagen gehörte, davonfuhr, war vermutlich der erste Anlaß zum Umschwung meiner so oft und so leicht wechselnden Gesinnung. Na, und jetzt fand ich, obwohl das Veronal mich mindestens acht Stunden hatte schlafen machen, das Leben wieder einmal unausdenklich ekelhaft. Ich verbarg den Zettel mit der Vorladung im Nachttisch, vielleicht in der Hoffnung, es werde mir gelingen, ihn zu vergessen und zu verlieren. Und dann stand ich auf und ging ins andere Zimmer, wo der Kaffee und die Morgenpost auf mich warteten.

Der Morgenkaffee ist ja eigentlich das einzige Hübsche, was der Morgen uns armen Menschen bringt, jedenfalls ist er etwas Angenehmes und Tröstliches. Nicht so die Morgenpost. Sie mag für einen Millionär oder für einen Minister noch unangenehmer sein als für mich, ich bin bereit, das zuzugeben, aber übel genug bleibt die Sache doch. So jeden Morgen (Satiriker sagen: jeden »lieben« Morgen) wieder von diesen Papierstapelchen empfangen zu werden, das immer die gleichen Briefe enthält, und so äußerst selten die, welche man sich wünschen möchte. Selten nur im Leben ist es mir begegnet, daß ich etwa eine Kiste zugestellt bekam mit dem Begleitschreiben: »Verehrter Herr, nachdem Sie mir durch Ihre Schriften so manche schöne Stunde verschafft haben, möchte auch ich mir erlauben, Ihnen anbei durch Übersendung von einem Mille Havannazigarren usw. usw. usw.« Oder wie wäre es, wenn etwa Lolo heute schriebe: »Lieber Herrmann, wie schön war es vorgestern auf dem Ball! Du mußt gespürt haben, wie sehr ich da in Dich verliebt war, und wirst ohne weiteres begreifen, daß lediglich wirtschaftliche Erwägungen mich veranlassen konnten, für einen Augenblick jenen Fiatwagen mit Deinem Schoße zu vertauschen. Rasiere Dich und sei in aller Eile begrüßt, denn in einer Stunde werde ich in Deine Arme

usw. usw. usw.« Nein, selten oder niemals erhalte ich solche Briefe. Statt dessen erhalte ich Rechnungen, erhalte die liebenswürdigsten Einladungen zur Mitarbeit von Redaktionen neugegründeter Zeitschriften, welche zwar als schwache Anfänger keine Honorare bezahlen können, dafür aber auch keinen Leserkreis haben, so daß die Autoren sich dort stets in der besten Gesellschaft befinden. Ich erhalte Zuschriften vom Zivilgericht, und von der Akademie der Wissenschaften und Künste, und Einladungen zu Vorträgen über die Zukunft des Abendlandes. Und wenn ich gerade etwas veröffentlicht habe, etwa diesen Aufsatz hier, dann erhalte ich stets auch einige Zuschriften von Lesern und Leserinnen, des Inhalts: »Es ist Ihre eigene Schuld, wenn Sie das Leben so schwer erträglich finden. Ein Mensch, der bei Gichtanfällen Kognak trinkt, kann nicht erwarten, daß usw. usw.« oder: »Lieber Dichter, wie schön und edel haben Sie in Ihren früheren Werken über das Menschenleben und Menschenlos geschrieben! Wir können nicht anders als Ihnen zuzurufen: Besinnen Sie sich auf Ihre Würde! Kehren Sie zu den Idealen Ihrer Jugend zurück! Treten Sie nicht in blindem Pessimismus das mit Füßen, was Sie einst verehrt und gepriesen haben usw. usw.«

So etwa sieht meine Morgenpost aus, und irgendein Artikel aus einem stramm kaiserlich gesinnten Blatt ist meistens auch dabei, in dem man mir die Leviten liest. Ja, lohnt es sich nun um solcher Dinge wegen wirklich, sein Bett zu verlassen und aufzustehen? Wäre es nicht tausendmal klüger und angenehmer, sowohl den Kaffee wie die Briefe liegen zu lassen, im Bett zu bleiben, ein zweites Veronal zu nehmen und nochmals für einige Stunden das schöne Land aufzusuchen, wo noch nicht alles aus Zement und Wellblech besteht, wo die Vorladungen von Engeln überbracht und Briefe überhaupt nicht geschrieben werden, in das schöne, wilde und gefährliche Land der Seele, wo an den Bäumen die Träume wachsen, und zwischen den Palmen und Riesenblumen die Tiger und die braunen Hindufrauen wandeln?

Na, ich trank also meinen Kaffee, fraß mich durch die Post, und schrieb selber einige Briefe. Ich schrieb der besorgten Leserin, daß die Eigenschaften und Wirkungen des Kognaks mir nicht unbekannt seien, und daß ich dieses Getränk keineswegs für die Gesundheit zu mir nehme, sondern lediglich zum Vergnügen

und um nicht etwa ein allzu hohes Alter erreichen zu müssen. Und so möge sie mir denn freundlichst erlauben, auch weiterhin usw. usw. usw. Und dem Mann, der wegen meiner Ideale so besorgt war, schrieb ich ebenfalls. Ich schrieb ihm, daß er eigentlich ganz recht habe, und daß in der Tat das Leben durch Ideale sehr verschönert und erleichtert werde, daß ich aber nach Jahren des Verschönerns und Erleichterns nun eben einmal mich einem anderen Sport zugewendet habe, und beim letzten Maskenball seien mir mehrere der Ideale, die ich mir noch über die Jahre 1914 und 1919 hinaus gerettet, leider aus der Tasche meines Überziehers gestohlen worden.

Nachdem ich so meine Pflichten erfüllt und den Forderungen der Höflichkeit Genüge getan hatte, zog ich meine Schuhe an, um spazierenzugehen. Die Sonne schien ein wenig zwischen den Wolken durch – hier im Norden nennt man das schon schönes Wetter. Gleich in der Pelikanstraße machten zwei Fabrikanten und ein Bäckermeister den Versuch, mich unter ihre Automobile zu bekommen, beziehungsweise mich unter die Räder des Taxi zu treiben, das von der vierten Seite herbei knatterte. Ich entging dem klug und temperamentvoll angelegten Attentat dank meiner Geistesgegenwart, enttäuscht und böse rannten alle vier Wagen wieder auseinander und davon, und ich schritt auf dem Bürgersteige kühl und stolz wie ein Diktator weiter. Da nimmt ein Schaufenster meinen Blick gefangen, denn mitten in dem Schaufenster steht eine große Schreibmaschine, und zwar genau die gleiche, auf der ich einst vor vielen Jahrzehnten, ganz am Beginn des Maschinenzeitalters, das Maschinenschreiben gelernt habe. Es war eine uralte schwere Maschine, groß und gewaltig und für die Ewigkeit gebaut, aber mit unsichtbarer Schrift und mit allerlei kleinen witzigen Errungenschaften der Technik aus der Zeit vor 1900, mit welchen heutige Tippfräulein nicht mehr umzugehen wissen. Aus diesem Grunde war die Maschine hier antiquarisch zum Verkauf ausgestellt und sollte bloß sechzig Mark kosten, während sie einst, zur Zeit, da sie noch modern war, sechshundert gekostet hatte.

Ach, wie gut kannte ich diese Maschine! Wie oft hatte ich mich vor 25 Jahren über sie lustig gemacht, wie oft ihr Lob gesungen, wie viele Briefe und Aufsätze auf ihr geschrieben! Würdig und rührend wie eine alte Lokomotive stand sie da, zu einem Spott-

preis feilgeboten, von jedem Lehrling belächelt, sie, die einst der Triumph und letzte Schrei der Technik gewesen war. Genau so wie ich, der gealterte Autor, bei meinen wertigen Lesern im Ansehen und Kurs gesunken war, weil schon hier und dort der Rost durch meine Vernickelung blickt, so war diese schöne, arme Maschine im Preis gesunken und gesunken, und wurde nun also glücklich beinahe für nichts angeboten.

Dies bedenkend, und meiner täglichen Morgenpost gedenkend, und auch den Gedanken nicht außer acht lassend, daß ein Prozeß und das beständige Eingeladenwerden zu Kulturvorträgen recht viel zu schreiben gibt, trat ich in den Laden und ließ mir die alte Maschine zeigen. Sie war so schwer, daß ich dem Fräulein behilflich sein mußte, sie auf den Ladentisch zu transportieren. Da probierte ich sie nun, und richtig war es genau das mir so wohlbekannteste System, und alle die Hebel und Klappen und scherzhaften Beigaben dieses Mechanismus waren mir noch vollkommen geläufig. Sichtbare Schrift? Ich gebe keinen Pfennig dafür, ich bin froh, wenn ich mein Geschreibe nicht zu sehen brauche. Ich zog den Geldbeutel und kaufte die Maschine.

Aber stets hat die Technik einen Pferdefuß, auch wenn sie sich in so sympathischer, altmodischer, beinahe romantischer Gestalt in mein Leben schleicht. Kaum stand die Maschine in meinem Zimmer, das bisher groß geschienen hatte und nun durch diese Lokomotive ganz klein gemacht wurde, da fiel mir, wie ein Blitz aus Gottes Himmel, eine viel einfachere Methode ein, um mit meiner Korrespondenz fertig zu werden. Die Methode, die sich glänzend bewährt hat, bestand darin, daß ich dem Dienstmädchen ein Trinkgeld gab mit der Bitte, sie möchte mir künftig immer nur die Hälfte oder ein Drittel meiner Post auf den Tisch legen, das übrige aber in der Küche verwenden. Seither, und auch weil der Frühling sich nähert, stehe ich sogar ein wenig früher auf. Und für die Literatur brauchte ich die Maschine auch nicht, denn schon seit längerer Zeit ist mir nicht das mindeste eingefallen, dessen Niederschrift mir nötig schiene. Und so stand diese rührende alte Maschine Tag um Tag in meinem Zimmer und wäre vollends verrostet, wenn ich mich nicht heute entschlossen hätte, doch wieder einmal einen Aufsatz zu schreiben.

(1927)

Rückkehr aufs Land

Gott sei Dank, ich bin der Stadt entflohen, ich habe das Kofferpacken und das Reisen hinter mir und bin wieder zu Hause, nach einer Abwesenheit von sechs Monaten. Es war hübsch, wieder durch den Gotthard zu fahren – ich mag diese Fahrt wohl mehr als hundertmal gemacht haben und kann sie noch immer genießen. Es war sehr hübsch, es in Göschenen noch einmal tüchtig schneien zu sehen, in Airolo vom Schnee Abschied zu nehmen, in Faido die ersten Wiesenblumen, vor Giornico die ersten blühenden Aprikosenbäume und Birnbäume zu erblicken.

Und schön ist es auch jedesmal wieder von Lugano aus meinen Berg hinauf zu gehen, die einzelnen Bäume und Felder wiederzuerkennen, den Stall des Felice, die Wiese der alten Nina. Und doch ist seit einigen Jahren die Rückkunft nach dem Tessin mir nicht immer eine reine Freude mehr. Vor einigen Jahren war im Tessin noch Mittelalter, war hier noch Paradies und Südsee. Jetzt ist das Tessin erobert von Berlin und Frankfurt, von Cook und Baedeker und wenn jemand von der Überbevölkerung der Erde sich ein deutliches Bild machen will, so muß er nicht an ein Rennen in Karlsruh gehen, denn dort ist ja Platz genug.

Die Ankunft in Lugano war nicht entzückend. Die Überbevölkerung hat mir seit langem nicht mehr so übel entgegengeschrien wie hier, wo um die Zeit der Ostern sich die Fremden zusammenscharen wie die Heuschrecken. In dem kleinen Lugano sind ein Viertel der Einwohner von Berlin, ein Drittel von Zürich, ein Fünftel von Frankfurt und Stuttgart anzutreffen; auf den Quadratmeter kommen etwa zehn Menschen, täglich werden viele erdrückt, und dennoch spürt man keine Abnahme, nein jeder ankommende Schnellzug bringt fünfhundert bis tausend neue Gäste.

Diese Fremden sind selbstverständlich reizende Menschen, sie sind wohlherzogen, unendlich bescheiden, sie nehmen mit unendlich Wenigem vorlieb, zu dreien schlafen sie in einer Badewanne oder auf dem Ast eines Apfelbaumes, atmen dankbar und ergreifen den Staub der Autostraßen ein, blicken durch große Brillen aus bleichen Gesichtern klug und dankbar auf die blühenden Wiesen, welche ihretwegen mit Stacheldraht umzäunt sind, während sie noch vor einigen Jahren frei und ver-

traulich in der Sonne lagen, von kleinen Fußwegen durchzogen. Es sind reizende Menschen, diese Fremden, wohlherzogen, dankbar, unendlich bescheiden, sie überfahren einander gegenseitig mit ihren Autos ohne zu klagen, irren tagelang von Dorf zu Dorf, um ein noch freies Bett zu suchen, vergebens natürlich; sie photographieren und bewundern die in längst verschollene Tessiner Trachten gekleideten Kellnerinnen der Weinlokale und versuchen italienisch mit ihnen zu reden, sie finden alles reizend und entzückend, und merken gar nicht, wie sie da, Jahr um Jahr mehr, eine der wenigen im mittlern Europa noch vorhandenen Paradiesgegenden eiligst in eine Vorstadt von Berlin verwandeln. Jahr um Jahr vermehren sich die Autos, werden die Hotels voller, auch noch der letzte, gutmütigste alte Bauer wehrt sich gegen die Touristenflut, die ihm seine Wiesen zertritt, mit Stacheldraht, und eine Wiese um die andre, ein schöner, stiller Waldrand um den andern geht verloren, wird Bauplatz und eingezäunt. Das Geld, die Industrie, die Technik, der moderne Geist haben sich längst auch dieser vor kurzem noch zauberhaften Landschaft bemächtigt, und wir alten Freunde, Kenner und Entdecker dieser Landschaft gehören mit zu den unbequemen altmodischen Dingen, welche an die Wand gedrückt und ausgerottet werden. Der Letzte von uns wird sich am letzten alten Kastanienbaum des Tessins, am Tag eh der Baum im Auftrag eines Bauspekulanten gefällt wird, aufhängen. Einstweilen allerdings genießen wir noch einen bescheidenen Schutz. Erstens gibt es im Lande noch einige Gegenden, in welchen der Typhus häufig auftritt (im vorigen Jahr ist ein Freund von mir samt seiner Frau in seinem Tessiner Dorf daran gestorben), und zweitens geht noch immer die Sage, die Luganer Landschaft sei am schönsten im April (wo meistens die alljährliche Regenzeit ist), und im Sommer sei es hier vor Hitze nicht auszuhalten. Nun, den Sommer mit seiner schönen Hitze gönnt man uns vorerst noch, und wir sind dessen froh. Jetzt aber, im Frühling, drücken wir ein Auge zu, oft auch beide, halten unsre Haustüren gut verschlossen und sehen hinter geschlossenen Läden hervor der schwarzen Menschenschlange zu, die sich, ein fast ununterbrochener Heerwurm, Tag für Tag durch alle unsre Dörfer zieht und ergreifende Massenandachten vor den Resten einer einst wahrhaft schön gewesenen Landschaft begehrt.

Wie voll es doch auf der Erde geworden ist! Wohin ich blicke neue Häuser, neue Hotels, neue Bahnhöfe, alles vergrößert sich, überall wird ein Stockwerk aufgebaut; irgendwie auf Erden eine Stunde lang zu spazieren, ohne auf Menschenscharen zu stoßen, scheint nicht mehr möglich. Auch nicht in der Wüste Gobi, auch nicht in Turkestan.

Ach, und ebenso geht es mir im Kleinen, in meinem kleinen, engen Junggesellenhaushalt; alles ist voll und wird immer voller, nirgends ist Platz! Die Wände habe ich längst vollgemalt, es ist kein Platz mehr für Bilder. Die Bücherschäfte krachen und hängen schief, so sehr sind sie mit doppelten Bücherreihen überlastet. Und immer kommen neue dazu, immer wieder liegt mein Studierzimmer voll von Paketen, vorsichtig und langbeinig muß ich zwischen ihnen meinen Weg suchen. Und, das ist das Komische, auf einige Pakete Schund kommt immer wieder ein Treffer, die guten Bücher sterben nicht aus; immer wieder wird mein Entschluß, überhaupt nichts Neues mehr zu lesen, umgeworfen durch Sendungen von Verlegern, die ich nur bewundern kann. So bleiben auch jetzt, nachdem ich einige hundert Bände Ballast entfernt habe, eine Anzahl ganz wundervoller Bücher übrig, die ich trotz allem eben doch liebe und bei mir behalten möchte, und so werden sie denn mit Gewalt in die krachenden Bücherborde gezwängt.

Ein Buch, das mir sehr lieb geworden ist, heißt »Schillers Selbstcharakteristik aus seinen Schriften«, im Verlag der Bremer Presse in München, die schönste Ergänzung zu Petersens Schillerbuch. Nie habe ich, außer in den Knabenjahren, den Dichter Schiller wirklich geliebt, sein Charakter aber, die lautere Flamme seiner Geistigkeit, wird mich immer wieder zu seinem Anbeter machen.

»Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe« hat in neuer vermehrter Ausgabe Fritz Bergemann im Leipziger Inselverlag neu bearbeitet. Es ist ja noch gar nicht lange her, seit wir außer Bettinas phantastisch-poetischem Briefwechsel mit Goethe auch den wirklichen, historischen kennen. Das Umschwärmt- und Umwobensein von dieser geistvollen Spukgestalt gehört zu den wunderlichsten Kapiteln in Goethes Leben.

Die große »Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter« von [Ferdinand] Gregorovius hat der Dresdener Verlag Wolfgang Jess,

geschmückt mit einer Menge schöner Bilder (deren Wahl eigens gelobt sei), in neuer, ungekürzter Ausgabe herausgebracht und hat es fertig gebracht, das Werk in zwei starken Bänden eines handlichen Taschenformats unterzubringen. Ich habe dies Buch immer gewissermaßen aus der Ferne lieb gehabt, das heißt, ich habe mich schon als Jüngling darüber gefreut, daß einst ein deutscher Gelehrter jahrzehntelang seine Arbeit einem so aparten und romantischen Gegenstand widmen konnte, auch habe ich, ohne das große Werk je wirklich und vollständig zu lesen, häufig in ihm umhergesucht und -geschmeckt. Und ich denke dies mit Hilfe dieser neuen Ausgabe nun noch des öftern zu tun. Das alte Rom bis zum Sacco di Roma ist uns ja so einigermaßen eingebläut worden, als wir noch Knaben und aufnahmefähig waren, und später haben wir das Rom der Michelangelo, Cellini und Bernini kennengelernt, aber diese dunkeln Jahrhunderte dazwischen, dies dunkle, geheimnisvoll mächtige Rom des Mittelalters, darüber wußte einzig Gregorovius Bescheid. Und bei ihm findet man denn auch die wunderbarsten Berichte von römischen Adelshäusern und Klöstern, von Heiligen und Päpsten, von Kirchen und Friedhöfen, den Roman einer Stadt, geschrieben zwar von einem Gelehrten, aber von einem in diese Stadt verliebten Gelehrten.

Von unserer eigenen deutschen Vergangenheit im Mittelalter handelt ein andres Buch von hohem Rang, es heißt »Das deutsche Geistesleben im Mittelalter« von Johannes Bühler, im Inselverlag. Es sind da sowohl aus der mönchisch-frommen und gelehrten, wie aus der ritterlich-höfischen und minnesängerschen Welt die Quellen selbst in sorgfältiger Bearbeitung, deren Sprache besonderes Lob verdient, und in kluger Auswahl zugänglich gemacht. Die mönchischen Gelehrten und Organisatoren, die Mystiker, die Geißler, die Ritter kommen in ihren eignen Zeugnissen und denen ihrer Chronisten zur Darstellung, schön und geheimnisvoll duftet es aus dieser Welt herüber, aus den Kinderzeiten jener Kultur, die heute im Sterben liegt.

Das Gefühl, das jede historische Lektüre in mir wachruft, das ebenso wehmütige wie tröstliche Gefühl der Vergänglichkeit und raschen Verwelklichkeit unseres Lebens, und jenes über dem Zeitlichen schwebenden Himmels oder Regenbogens der Ewigkeit, empfinde ich noch verstärkt im Betrachten des Bu-